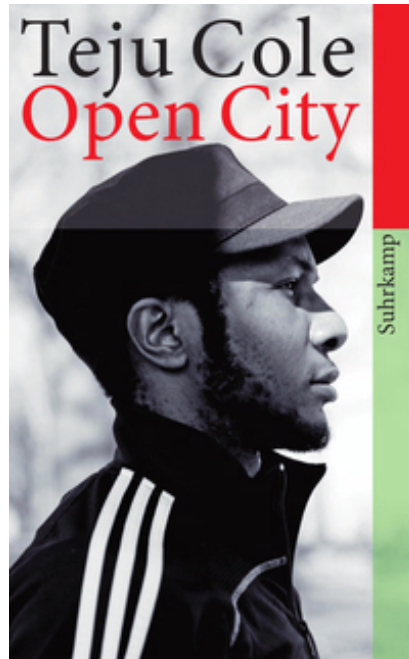


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cole, Teju
Open City

Roman

Aus dem Amerikanischen von Christine Richter-Nilsson

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4486
978-3-518-46486-1

suhrkamp taschenbuch 4486

Julius, ein junger Psychiater, durchstreift die Straßen Manhattans, allein und ohne Ziel, stundenlang. Die Bewegung ist ein Ausgleich zur Arbeit, sie strukturiert seine Abende, seine Gedanken. Er lässt sich treiben, und während seine Schritte ihn tragen, denkt er an seine kürzlich zerbrochene Liebesbeziehung, seine Kindheit, seine Isolation in dieser Metropole voller Menschen. Fast unmerklich verzaubert sein Blick die Umgebung, die Stadt blättert sich vor ihm auf, offenbart die Spuren der Menschen, die früher hier lebten. Mit jeder Begegnung, jeder neuen Entdeckung gerät Julius tiefer hinein in die verborgene Gegenwart New Yorks – und schließlich in seine eigene, ihm fremd gewordene Vergangenheit.

Für seinen faszinierenden Roman über einen Flaneur des 21. Jahrhunderts ist Teju Cole international von Presse und Lesern gefeiert und mit Autoren wie Sebald, Camus oder Naipaul verglichen worden. Getragen vom Fluss seiner bewegenden, klaren Sprache, erzählt *Open City* eine Geschichte von Erinnerung, Entwurzelung und der erlösenden Kraft der Kunst.

Teju Cole, geboren 1975, wuchs in Nigeria auf und kam als Jugendlicher in die USA. Er ist als Kunsthistoriker, Schriftsteller und Fotograf tätig und hat eine Stelle als Distinguished Writer in Residence am Bard College inne. Zurzeit arbeitet er an einem Buch über Lagos, die größte Metropole Afrikas und die am schnellsten wachsende Stadt der Welt. Teju Cole lebt in Brooklyn, New York.

TEJU COLE
OPEN CITY

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Christine Richter-Nilsson

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
Open City
bei Random House, New York.

Umschlagfoto: © Teju Cole

Erste Auflage 2013
suhrkamp taschenbuch 4486
© Suhrkamp Verlag Berlin 2012
© 2011, Teju Cole
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46486-1

OPEN CITY

für Karen
und für Wah-Ming und Beth

Teil 1

Der Tod ist eine
Vervollkommnung des Blickes

1

Als ich also im vergangenen Herbst begann, abendliche Streifzüge durch die Stadt zu unternehmen, erwies sich Morningside Heights als guter Ausgangspunkt. Der Weg, der ausgehend von der Cathedral of St. John the Divine den Morningside Park durchquert, führt in nur fünfzehn Minuten zum Central Park. In die andere Richtung, nach Westen, sind es ungefähr zehn Minuten zum Sakura Park, und wenn man sich von dort nach Norden wendet, immer am Hudson River entlang, der aber wegen des Straßenlärms jenseits der Bäume nicht zu hören ist, kommt man nach Harlem. Diese Spaziergänge, ein Kontrapunkt zu meinen geschäftigen Tagen im Krankenhaus, wurden länger und länger und führten mich von Mal zu Mal weiter fort. Oft fand ich mich spätabends in großer Entfernung von zu Hause wieder und war gezwungen, die U-Bahn zurück zu nehmen. So drang New York City zu Beginn des letzten Jahres meiner Facharztausbildung zum Psychiater im Schritttempo in mein Leben ein.

Kurz bevor ich meine ziellosen Wanderungen aufnahm, hatte ich mir angewöhnt, Zugvögel zu beobachten, und heute frage ich mich, ob zwischen beidem ein Zusammenhang bestand. An Tagen, an denen ich früh genug zu Hause war, blickte ich aus dem Fenster wie ein Augur, der den Himmel nach Zeichen absucht, und hoffte, das Wunder der natürlichen Immigration zu erleben. Jedes Mal, wenn ich Gänse erspähte, die in Formationen über den Himmel schossen, fragte ich mich, wie unser Leben hier unten wohl

aus ihrer Perspektive aussah. Würden sie sich jemals solchen Überlegungen hingeben, dann müssten ihnen, stellte ich mir vor, die Wolkenkratzer als ein Wald dicht aneinandergedrängter Tannen erscheinen. Oft genug sah ich, wenn ich den Himmel absuchte, nur Regen oder den diffusen Kondensstreifen eines Flugzeugs, der das Bild im Fensterahmen zerteilte, und dann zweifelte etwas in mir, ob diese Vögel mit ihren dunklen Flügeln und Hälsen, ihren blassen Körpern und unermüdlichen kleinen Herzen wirklich existierten. Sie waren so unglaublich, dass ich meiner Erinnerung kaum traute, wenn sie nicht da waren.

Gelegentlich flogen Tauben vorbei, auch Spatzen, Zaunkönige, Pirole, Tangare und Mauerschwalben, aber es war schwierig, anhand der winzigen und meist farblosen Flecken, die vereinzelt am Himmel vorüberzischten, die Vögel zu identifizieren. Manchmal, während ich auf die seltenen Gänsegeschwader wartete, hörte ich Radio. Normalerweise mied ich amerikanische Sender, die für meinen Geschmack zu viele Werbeunterbrechungen machten – Beethoven gefolgt von Skijacken oder Wagner nach Landkäse –, und suchte stattdessen nach Internetradiosendern aus Kanada, Deutschland oder den Niederlanden. Auch wenn ich die Ansager oft nicht verstand, weil meine Kenntnis ihrer Sprachen dürftig war, entsprach das Programm meiner Abendstimmung sehr genau. Da ich damals schon seit über vierzehn Jahren begeistert Klassikradio hörte, kannte ich einen Großteil der Musik, aber einiges war auch neu für mich. Es gab sogar seltene Momente des Staunens, zum Beispiel, als ich auf einem Hamburger Sender ein bezauberndes Stück für Orchester und Alt-Solo von Schtschedrin hörte (vielleicht war es auch von Ysaÿe), das ich bis zum heutigen Tag nicht habe zuordnen können.

Ich mochte das Murmeln der Ansager, ihre Stimmen, die aus Tausenden von Kilometern Entfernung gedämpft zu mir sprachen. Ich drehte die Computerlautsprecher leise und schaute hinaus, geborgen im Klang dieser Stimmen, und plötzlich lag der Gedanke an die Analogie zwischen mir in meinem kargen Apartment und dem Radiomoderator in seiner Studiozelle nahe, auch wenn dort, irgendwo in Europa, gerade tiefste Nacht herrschte. Jene körperlosen Stimmen sind in meinem Kopf mit dem Bild der am Himmel ziehenden Gänse verbunden. Dabei habe ich sie gar nicht oft gesehen, vielleicht drei- oder viermal: Meistens musste ich mit dem Farbenspiel der Abenddämmerung vorliebnehmen, dem Taubenblau, dem dreckigen Rouge, dem Rostrot, die allmählich tiefen Schatten wichen. Wenn es dunkel wurde, nahm ich mir ein Buch und las im Schein einer alten Schreibtischlampe, die ich aus einem der Müllcontainer an der Universität gerettet hatte. Ihre Glühbirne war von einer Glashaube bedeckt, die einen grünlichen Lichtschein auf meine Hände, das Buch auf meinem Schoß und die abgenutzten Polster meines Sofas warf. Manchmal las ich mir laut aus dem Buch vor, und dabei fiel mir auf, wie sich meine Stimme auf merkwürdige Weise mit dem Rausen der französischen, deutschen oder niederländischen Radioansager verwob oder mit der dünnen Textur der Violinen im Orchester, eine Wahrnehmung, die dadurch verstärkt wurde, dass der Text, den ich gerade las, zumeist aus einer europäischen Sprache übersetzt worden war. In jenem Herbst verschlang ich ein Buch nach dem anderen: Barthes' *Die helle Kammer*, Peter Altenbergs *Seelentelegramme*, Tahar Ben Jellouns *Der letzte Freund* und andere mehr.

Diese fugenartige Konstellation brachte mich auf den hei-

ligen Augustinus, der sich über den heiligen Ambrosius gewundert hatte, dem man nachsagte, er habe herausgefunden, wie man lese, ohne die Worte erklingen zu lassen. Es ist tatsächlich eigenartig, das geht mir immer wieder durch den Kopf, dass wir die Worte verstehen können, ohne sie auszusprechen. Augustinus glaubte, Bedeutung und Innenleben der Sätze ließen sich durch laute Aussprache am besten erfahren, aber seitdem hat sich unsere Vorstellung vom Lesen sehr verändert. Man hat uns gründlich gelehrt, dass das Gespräch eines Menschen mit sich selbst als Anzeichen von Exzentrík oder Wahnsinn zu werten sei; wir sind nicht mehr gewöhnt, unsere eigene Stimme zu hören, außer in einer Konversation oder in der sicheren Umgebung einer schreienden Volksmenge. Dabei ist ein Buch ein Angebot zum Gespräch: Einer spricht mit dem anderen, und der hörbare Klang ist oder sollte natürlicher Bestandteil dieses Austauschs sein. Also las ich mir selbst laut vor, ich war mein eigener Zuhörer und lieh den Worten eines anderen meine Stimme.

Auf jeden Fall vergingen diese ungewöhnlichen Abendstunden wie im Flug, und oft schlief ich direkt auf dem Sofa ein und schleppte mich erst viel später ins Bett, irgendwann mitten in der Nacht. Nach einem kurzen Schlaf, der sich kaum länger als einige Minuten anfühlte, wurde ich vom Ton meines Handyweckers wach gerüttelt, den ich auf ein kuríoses Marimba-Arrangement von »O Tannenbaum« eingestellt hatte. In diesen ersten Augenblicken des Wachwerdens, als mich plötzlich das Morgenlicht blendete, rasten meine Gedanken im Kreis, Traumfragmente vermischt mit Passagen des Buchs, das ich vor dem Einschlafen gelesen hatte. Ich wollte die Monotonie dieser Abende brechen, deswegen machte ich mich zu meinen Spaziergängen auf,

zwei- oder dreimal pro Woche nach der Arbeit und mindestens einmal am Wochenende.

Anfänglich erlebte ich die Straßen als eine unaufhörliche Geräuschkulisse, ein Schock nach der Konzentration und relativen Ruhe des Tages, so als zerrisse jemand die Stille einer abgeschiedenen Kapelle mit einem dröhnenden Fernseher. Ich bahnte mir meinen Weg durch die Menge der Kauflustigen und der Angestellten, durch Baustellen und an hupenden Taxis vorbei. Wenn ich durch belebte Teile der Stadt lief, fiel mein Blick auf mehr Menschen, hundert- oder sogar tausendmal mehr Menschen, als ich den ganzen Tag zu sehen gewohnt war, doch der Eindruck dieser zahllosen Gesichter trug nicht dazu bei, mein Gefühl der Isolation zu lindern; es wurde eher noch verstärkt. Auch die Müdigkeit nahm zu, eine Erschöpfung, die ich seit den ersten Monaten als Assistenzarzt drei Jahre zuvor nicht mehr gespürt hatte. Eines Abends lief ich einfach immer weiter, bis zur Houston Street, die ungefähr sieben Meilen entfernt lag, und fand mich schließlich in einem Zustand verwirrter Ermüdung wieder. Ich musste kämpfen, um auf den Beinen zu bleiben. An diesem Abend nahm ich die U-Bahn nach Hause, aber anstatt sofort einzuschlafen, lag ich auf dem Bett, zu müde, um mich vom Wachzustand zu lösen. Und in der Dunkelheit ließ ich noch einmal die zahlreichen Ereignisse und Bilder meines Streifzuges ablaufen und versuchte die Begegnungen zu sortieren, wie ein Kind, das mit Bauklötzen spielt und versucht herauszufinden, welcher Klotz wo hingehört, welcher zu welchem passt. Jedes Viertel schien aus einem anderen Stoff zu bestehen, einen anderen Luftdruck zu haben, eine andere psychische Aufladung: die strahlenden Lichter und verlassenen Läden, die Sozialbauten und Luxushotels, die Feuerleitern und Stadt-

parks. Ich sortierte weiter, vergeblich, bis die Formen ineinander verschmolzen und abstrakte Gestalten annahmen, die nichts mehr mit der tatsächlichen Stadt zu tun hatten. Erst dann begann mein hektisches Gehirn, endlich Gnade zu zeigen und Ruhe zu geben, und traumloser Schlaf überfiel mich.

Die Spaziergänge erfüllten ein Bedürfnis: Sie erlösten mich von der Atmosphäre strenger Reglementierung bei der Arbeit, und als ich ihren therapeutischen Wert einmal erkannt hatte, wurden sie zur Normalität, und ich vergaß, wie mein Leben gewesen war, bevor ich damit begonnen hatte. Die Arbeit war bestimmt von Perfektion und Kompetenz, für Improvisation war kein Platz, Irrtümer wurden nicht geduldet. Mein Forschungsprojekt – eine klinische Studie über affektive Störungen bei älteren Menschen – interessierte mich sehr, doch es verlangte mir eine Akribie ab, wie ich sie zuvor nicht hatte aufbringen müssen. Die Straßen boten einen willkommenen Ausgleich. Jede Entscheidung – wo ich nach links abbog, wie lange ich gedankenverloren vor einem verlassenem Gebäude stand, ob ich den Sonnenuntergang über New Jersey beobachtete oder durch die Schatten auf der East Side schlenderte und nach Queens hinüberschaute – war letztlich unerheblich und daher eine Erinnerung an Freiheit. Ich durchquerte die Viertel, als wollte ich sie mit meinen Schritten vermessen, die U-Bahnhöfe dienten als Leitmotive meiner ziellosen Bewegung. Der Anblick von großen Menschenmassen, die eilig in unterirdische Kammern drängten, befremdete mich immer wieder aufs Neue, es kam mir vor, als ob die gesamte Menschheit, einem widernatürlichen Todestrieb folgend, in fahrende Katakomben hastete. Unter freiem Himmel teilte ich meine Einsamkeit mit Tausenden, in der U-Bahn, in

unmittelbarer Nähe fremder Menschen, einander rempelnd im Kampf um Platz und Luft zum Atmen, unerkannte Traumata auslebend, intensivierte sie sich.

An einem Sonntagmorgen im November brachte mich ein Streifzug durch die relativ ruhigen Straßen der Upper West Side zum weiträumigen, sonnendurchfluteten Columbus Circle. Die Gegend hatte sich in jüngster Zeit verändert: Die Zwillingstürme des Time Warner Center hatten die Plaza zu einem kommerziellen Standort und Anlaufpunkt für Touristen werden lassen. Der in rasender Geschwindigkeit hochgezogene Gebäudekomplex war gerade eröffnet worden und gefüllt mit Läden für maßgeschneiderte Hemden, Designeranzüge, Schmuck, Gourmet-Küchengeräte, handgefertigte Lederaccessoires und importierte Dekorationsartikel. In den oberen Etagen befanden sich einige der exklusivsten Restaurants der Stadt und boten Trüffeln, Kaviar, Kobe-Steaks und hochpreisige Menüs an. Die Wohnungen in den Stockwerken darüber gehörten zu den teuersten in ganz Manhattan. Die Neugier hatte mich ein- oder zweimal in die Läden getrieben, aber die Preise und das, wie ich fand, protzige Ambiente hatten mich davon abgehalten, wieder herzukommen. Bis zu diesem Sonntagmorgen.

Es war der Tag des New York Marathon, daran hatte ich nicht gedacht. Ich war überrascht, als ich die vielen Menschen auf dem runden Platz vor den Glastürmen sah, ein massiver, erwartungsvoller Pulk, der in Richtung des Zielbereiches drängte. Die Straße, die vom Platz weg nach Osten führte, war gesäumt von Schaulustigen. Weiter westlich war eine Bühne aufgebaut. Zwei Männer stimmten gerade ihre Gitarren, ließen die Akkorde ihrer elektronisch verstärkten Instrumente silberhell aufeinander antworten. Ban-

ner, Plakate, Fahnen und alle möglichen Wimpel flatterten im Wind, Polizisten auf Pferden mit Scheuklappen steuerten den Auflauf mit Absperrbändern, Trillerpfeifen und Handzeichen. Sie trugen nachtblaue Uniformen und dunkle Sonnenbrillen. Die Menschen um sie herum waren bunt gekleidet, ihre in der Sonne flimmernden grünen, roten, gelben und weißen Kunstfasern taten meinen Augen weh. Um dem Getümmel zu entkommen, ging ich zum Shopping Center. Neben all den Armani- und Hugo-Boss-Stores gab es im zweiten Stock auch einen Buchladen, wo ich, wie ich hoffte, ein bisschen zur Ruhe kommen und vor dem Heimweg noch einen Kaffee trinken konnte. Aber vor dem Eingang drängten sich die Menschen, und die Absperrungen machten es unmöglich, in die Türme zu kommen.

Ich entschloss mich, stattdessen einen früheren Lehrer zu besuchen, der in der Nähe wohnte, am Central Park South, weniger als zehn Fußminuten entfernt. Mit seinen neunundachtzig Jahren war Professor Saito der älteste Mensch, den ich kannte. Er hatte mich unter seine Fittiche genommen, als ich am Maxwell College anfing. Damals war er zwar schon emeritiert, kam aber weiterhin jeden Tag auf den Campus. Er musste etwas in mir gesehen haben, das ihn glauben ließ, sein feinsinniges Forschungsfeld (frühe englische Literatur) wäre an mich nicht verschwendet. In dieser Hinsicht war ich zwar eine Enttäuschung, aber er war so freundlich, mich mehrmals in sein Büro einzuladen, obwohl ich in seinem Seminar über englische Literatur vor Shakespeare nur mäßig abgeschnitten hatte. Damals hatte er gerade eine aufdringlich laute Kaffeemaschine installiert, also tranken wir Kaffee und redeten: über verschiedene Interpretationen des *Beowulf*, später über die antiken Klassiker, die endlosen Mühen der Wissenschaft, die Trös-

tungen der akademischen Welt und über sein Studium kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Jenes letzte Thema lag außerhalb des Bereiches meiner eigenen Erfahrungen, vielleicht interessierte es mich deshalb am meisten. Der Krieg brach aus, als er gerade seine Promotion abschloss, und er war gezwungen, England zu verlassen und in den pazifischen Nordwesten zurückzukehren, wo er aufgewachsen war. Gemeinsam mit seiner Familie wurde er im Minidoka-Lager in Idaho interniert.

Rückblickend erscheint es mir so, dass bei diesen Gesprächen hauptsächlich er redete. Sie waren eine Unterweisung in der Kunst des Zuhörens, und sie lehrten mich, aus dem Ungesagten die Umrisse einer Geschichte zu skizzieren. Professor Saito erzählte selten von seiner Familie, dafür umso mehr von seinem Leben als Gelehrter, seinen Einstellungen zu den wichtigen Fragen seiner Zeit. In den 1970er Jahren hatte er eine kommentierte Übersetzung von *Piers Plowman* vorgelegt, die sich als sein größter akademischer Erfolg erweisen sollte. Er sprach darüber mit einer eigentümlichen Mischung aus Stolz und Enttäuschung. Auf ein anderes, unabgeschlossen gebliebenes Großprojekt spielte er an, ohne näher darauf einzugehen. Manchmal ging es auch um Universitätspolitik. Ich erinnere mich an einen Nachmittag, an dem es ausschließlich um eine ehemalige Kollegin ging, deren Name mir schon damals nichts sagte und heute nicht mehr einfällt. Diese Frau war aufgrund ihrer Aktivitäten während der Bürgerrechtsbewegung bekannt geworden und, zumindest zeitweise, zur Campus-Berühmtheit avanciert, so dass ihre Seminare aus allen Nähten platzten. Er beschrieb sie als intelligente, sensible Person, mit der er sich aber nie einig war. Er bewunderte sie und wurde trotzdem nicht warm mit ihr. Es ist ein Rätsel, sagte er zu

mir, sie war eine gute Wissenschaftlerin, und sie stand bei den Kämpfen der Zeit immer auf der richtigen Seite, aber ich konnte sie einfach nicht ausstehen. Aggressiv und selbstsüchtig war sie, Gott hab sie selig! Aber man darf ja hier nichts gegen sie sagen. Sie gilt immer noch als Heilige.

Nachdem wir Freundschaft geschlossen hatten, machte ich es mir zur Gewohnheit, Professor Saito zwei- oder dreimal pro Semester zu besuchen, und diese Treffen waren unvergessliche Höhepunkte meiner Jahre am Maxwell College. Er wurde für mich zu einer Großvaterfigur, die mit meinen wirklichen Großvätern (von denen ich nur den einen gekannt hatte) nicht das Geringste gemein hatte. Ich fühlte, dass mich mit ihm mehr verband als mit den Menschen, mit denen ich rein zufällig verwandt war. Als ich nach meinem Abschluss wegging, erst für meine Forschungsphase nach Cold Spring Harbor, dann zur Medical School nach Madison, brach unser Kontakt ab. Wir schrieben uns ein oder zwei Briefe, aber es war schwierig, unsere Gespräche auf diese Weise weiterzuführen, da neueste Nachrichten nie die Substanz unseres Austauschs gewesen waren. Aber nachdem ich für meine Assistenzzeit in die Stadt zurückgekehrt war, traf ich ihn mehrere Male; das erste Mal rein zufällig – obwohl ich an diesem Tag tatsächlich an ihn gedacht hatte – direkt vor einem Lebensmittelgeschäft nicht weit von Central Park South, wo er in Begleitung eines Assistenten unterwegs war. Später suchte ich ihn unangemeldet in seinem Apartment auf, er hatte mich ausdrücklich dazu aufgefordert, und konnte feststellen, dass er immer noch denselben Grundsatz der offenen Tür pflegte wie früher in seinem Büro am College. Die Kaffeemaschine von damals hatte ausgedient und stand unbenutzt in einer Ecke. Professor Saito erzählte mir, er habe Prostata-

krebs. Das setzte ihn zwar nicht vollständig außer Kraft, aber er fuhr nicht mehr zum Campus und hielt nun zu Hause Hof. Es musste ihm schmerzhaft bewusst gewesen sein, dass er weniger Besuch bekam und seine sozialen Kontakte sich mehr und mehr auf die Krankenschwestern und Helfer des häuslichen Krankenpflagedienstes beschränkten.

Ich grüßte den Pförtner im dunklen, niedrigen Foyer und fuhr mit dem Aufzug in den dritten Stock. Professor Saito rief mir schon entgegen, als ich die Wohnung betrat. Er saß bei den großen Fenstern am hinteren Ende des Zimmers und winkte mich zu sich. Er sah nicht mehr gut, aber sein Gehör war noch so scharf wie bei unserer ersten Begegnung, als er gerade mal siebenundsiebzig war. Wie er da so saß, ein in Decken gewickeltes Bündel in einem großen weichen Sessel, wirkte er, als wäre er tief in seiner zweiten Kindheit versunken, doch das täuschte: Wie sein Gehör, so war auch sein Denken noch äußerst intakt. Wenn er lächelte, kräuselten sich die Fältchen überall auf seinem Gesicht und zerknitterten die papierdünne Haut auf seiner Stirn. Sein Zimmer schien immer von einem sanften, kühlen Nordlicht erfüllt zu sein. Dort saß er, umgeben von den Kunstgegenständen, die er ein Leben lang gesammelt hatte: die sechs polynesischen Masken an der Wand hinter ihm, die direkt über seinem Kopf einen dunklen Heiligenschein bildeten; die lebensgroße papuanische Ahnenstatue in der Ecke, die zwischen den Lippen einzeln geschnitzte Holzzähne entblößte und unter einem Strohhock notdürftig einen erigierten Penis verhüllte. Ich vergöttere Phantasiemonster, hatte Professor Saito einmal gesagt, aber ich fürchte mich vor den echten.

Durch die Fensterfront konnte man auf die schattige Straße und die alte Steinmauer sehen, die den Park dahinter

eingrenzte. Als ich mich gerade hinsetzen wollte, hörte ich von der Straße ein Johlen. Schnell erhob ich mich wieder und sah, wie sich die Menschenmenge teilte, um einen einzelnen Läufer durchzulassen. Er trug ein goldenes Trikot und schwarze Handschuhe, die bis zu den Ellbogen reichten, wie eine Dame bei einem offiziellen Dinner. Getragen von den Anfeuerungsrufen sprintete er – der Bühne, der tobenden Menge, der Ziellinie und der Sonne entgegen.

Kommen Sie, setzen Sie sich, setzen Sie sich. Professor Saito hustete, als er auf den Sessel neben sich zeigte. Erzählen Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich war krank. Letzte Woche war es schlimm, aber jetzt geht es schon viel besser. In meinem Alter wird man oft krank. Wie geht es Ihnen, wie stehen die Dinge? Die Geräuschkulisse draußen erhob sich erneut, dann ebnete sie wieder ab. Ich sah die Verfolger vorbeihuschen, zwei schwarze Männer. Kenianer wahrscheinlich. Jedes Jahr dasselbe, seit fast fünfzehn Jahren, sagte Professor Saito. Wenn ich am Tag des Marathons rausmuss, nehme ich den Hintereingang. Aber ich gehe sowieso nicht oft raus, dieses Ding da klebt an mir fest wie der Schwanz an einem Hund. Ich ließ mich gerade wieder in den Sessel zurücksinken, als er auf den durchsichtigen Beutel an der kleinen Metallstange neben sich zeigte. Der Beutel war zur Hälfte mit Urin gefüllt, sein Plastikschauch verschwand irgendwo im Kissenbündel. Gestern hat mir jemand Sharonfrüchte mitgebracht, herrliche, feste Sharonfrüchte. Möchten Sie eine? Sie müssen sie unbedingt probieren. Mary! Die Krankenpflegerin, eine große, kräftig gebaute Frau mittleren Alters aus St. Lucia, die ich schon von früheren Besuchen kannte, tauchte aus dem Korridor auf. Mary, würden Sie bitte unserem Gast die Sharonfrüchte bringen? Mir fällt das Kauen immer schwerer, ergänzte er, nachdem sie in der